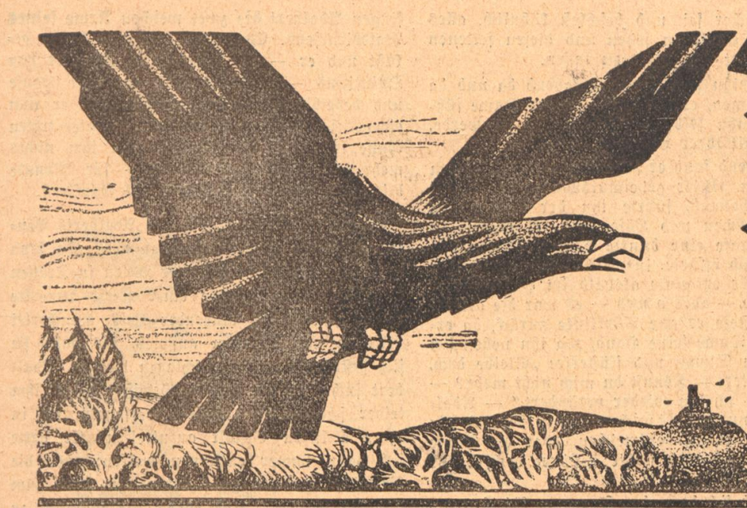
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

29 (22.7.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

9 / Jahrgang 1934 — Wochenbeilage des „Führer" — Sonntag, 22. Juli 1934

Diesseits von Gut und Böse

Wie ein breiter, mächtiger Strom durchzieht das Menschenleben und seine Werke, alles mitreißend, tragend und ausgleichend ein ewiges „Gut und Böse". Nicht von jenem Gut und Böse ist die Rede, das die Mode, die Gewohnheit und Willkür, der Neid und die Klatschsucht der Menschen selbst bestimmt, nicht von jener Tyrannei kleiner ichsüchtiger Geister und hartherziger Pharisäer, die nur zu oft das Leben zu einer wahren Hölle machen. Jenes ewige Gut und Böse ist vielmehr der Widerschein höchster Werte im Herzen aller Menschen gleicher Art, es ist ein „Du sollst" über den Wünschen und Trieben des menschlichen Ichs.

Man hat viel von einem „Jenseits von Gut und Böse" reden hören. Es wäre dies also wohl das andere Ufer dieses Stromes „Gut und Böse", das von einem tüchtigen Schwimmer erreicht wurde. Ueber ihm stünde nicht mehr das „Du sollst"; denn sein „ich will" entspränge derselben Quelle und diente demselben Ziele wie jenes „Du sollst". Er handelte also nur noch aus ewiger höherer Gesetzmäßigkeit heraus, er wäre ein Vollendeter, ein Heiliger.

Es gab solche Menschen. Wir wissen aber auch von Menschen, die, auf dem diesseitigen Ufer verweilend, die Mühen und Gefahren des Stromes nicht kennen aus Trägheit oder Furcht oder gar naturhafter Unschuld.

Und wir kennen Menschen, die voll Mut und Tatkraft, voll Begeisterung und Zielklarheit den Strom auch überschreiten oder überfliegen, als könnten sie nicht darin versinken; sie sind Helden des Glaubens, Herrenmenschen; für sie ist der Strom kein Hindernis, ja für sie ist er meist gar nicht vorhanden.

Wieviele aber sind in ihm schon versunken, ertrunken? Unzählige ehrlich Bemühte, tapfer Ringende hat der Strom überwältigt, weil sie zu schwach waren, seinem unbarmherzigen Wellenspiel standzuhalten; in Selbstanklagen und Verzweiflung sind sie umgekommen, oder wurden sie unfreiwillige Lastträger mit gekrümmtem Rücken und freudlosen Augen.

In ein Gespräch vertieft, das ähnliche Gedanken ausführte, standen zwei Studenten einer süddeutschen Universität zur Sommerszeit am Ufer eines Flusses.

Heinz, das ältere Semester, breitschultrig, groß, mit blühendem rundem Gesicht und verschmitzten kleinen Aeuglein vertrat den Standpunkt, daß gut und böse überall auf Erden einen anderen Inhalt hätten, daß es eine üble Angewohnheit und Erfindung der Menschen sei, sich das Leben schwer zu machen und daß manche sich aus den Gewissensnöten anderer Menschen Vorteile verschafften.

Voll Leidenschaft widersprach ihm Oskar, ein hochaufgeschossener Junge mit feingeschnittenem und liebenswürdigem Gesicht.

Entweder man vegetiere wie das Getier, dann brauche man sich allerdings um Gut und Böse nicht zu kümmern, oder man lebt menschenwürdig, dann haben die göttliche Sittlichkeit und geistig-seelischen Werte mitzusprechen, denn die sittliche Welt habe ihre Grundlage in der Scheidung von Gut und Böse.

Heinz lachte über den gutmütigen Eifer seines Kameraden und bedauerte, daß er nicht Theologie studiere, wo er fast ausschließlich sich mit dieser so weltbewegenden Frage beschäftigen könne.

Ein Hilferuf drang an ihr Ohr. Sofort sahen auch beide, wie etwa in der Mitte des Flusses ein Mädchenkopf langsam verschwand, um nach kurzer Zeit weiter flußabwärts wieder aufzutauchen.

Oskar stand wie gelähmt vor Schrecken und Mitleid und stöhnte, während Heinz bereits sich seiner Kleider entledigt hatte. Im Nu war er auch, ohne ein Wort zu sprechen, im Fluß und schwamm mit kräftigen Zügen der Ertrinkenden zu Hilfe. Jetzt erst kam Oskar auf den Gedanken, daß auch er mithelfen könnte, knöpfte seine Joppe auf und war sich doch wieder unschlüssig.

Es war nicht ungefährlich für den Kameraden Heinz. Ertrinkende klammern sich, und es war ein gutes Stück zu schwimmen. Auch er, Oskar, war ein guter Schwimmer und er hätte vor Scham weinen mögen, daß er so unschlüssig dastand. Bis er sich soweit entkleidet hatte, war Heinz schon in der Nähe der Ertrinkenden.

Das Schwarzwaldhaus

Aus dem Inhalt:

Alfred Otto Stolze: Das Abenteuer.
Julius Kreis: Das Metermaß.
Walter Pusich: Ein schwarzes Kätzchen.
Otto Ehrhardt: Pirschgang.
Karl Maurer: Napoleons Kriegstelegraphie.
Annemarie Renner: Albrecht Dürers Leben und Werk.
Arnold Raether: Ein Jahr Filmkammer.
Technische Beilage: Ein Tanker wird verjüngt. / Fauths Spezialsternwarte.

Oskar schrie jetzt, um noch Leute, die in den umliegenden Feldern arbeiteten, auf den Unfall aufmerksam zu machen, aber ins Wasser zu gehen, konnte er sich jetzt nicht mehr entschließen. Er sagte sich, daß er nun doch zu spät käme und daß nun alles auf Heinz ankäme.

Er zitterte vor Erregung. All der Aerger, ja der Haß gegen den Genießer Heinz, den er als „ungeistig" und „unchristlich" und „primitiv" immer wieder zu beleidigen vergebens versucht hatte, zu „bessern" gewagt hatte, war wie weggeflogen.

Beschämt stand er vor der Entschlossenheit und der mutigen Hilfsbereitschaft seines Kameraden. Mit der gleichen Unbekümmertheit um sich, um etwaige gute oder schlechte Folgen hatte er sich blitzschnell in den Fluß gestürzt, wie er auch zu jedem Streich, zu jedem Scherz und Abenteuer stets zu haben war.

Das soeben jäh unterbrochene Gespräch kam Oskar doppelt quälend in den Sinn.

Was nützt all das Wissen und Gerede von Gut und Böse, wenn man dabei so zimperlich wird wie er.

Ist Mut, Entschlossenheit nicht viel wichtiger, viel notwendiger, natürlicher und besser als das ängstliche Einhalten seines eigenen pharisäischen Tugendpfades.

Dort ist ein Menschenleben in Gefahr! Heinz tauchte eben mit der Ertrinkenden auf, die er nun wohl bewußtlos mühsam ans Land schleppt. Eine brave Tat. Eine Tat! All seine Theorien und schönen Worte sind in nichts zerronnen, eine Memme, ein nichtswürdiger, feiger, eitler Pharisäer, so stand er nun untätig da, während der dort ein Menschenkind dem Tode entriß.

„Er ist besser wie ich" zischte Oskar durch die Zähne.

Als Heinz die Bewußtlose mit Hilfe Oskars ans Ufer gelegt, ein schlankes junges Mädchen von etwa 17 Jahren, und selbst außer Atem sofort auch richtig mit Wiederbelebungsversuchen begann, da machte er ein solch sorgenvolles Gesicht, weil seiner Meinung nach leider nicht viel Hoffnung mehr bestehen könne, er habe sie schon halb unten heraufholen müssen.

„Schade um das junge Leben", brummte Heinz, „wir konnten mehr nicht tun; fast hätten auch mich noch die Kräfte verlassen."

Da bewunderte Oskar in seinem Kameraden dieses unschuldige, echte, mutige Diesseits von Gut und Böse, jene unmittelbare Lebendigkeit, die nichts aus sich macht, selbst beim größten Heldentum.

Ernst Herold.

Das Urgeheimnis

Wie der Schmerz entsteht? Nicht anders, mein Freund, als das Leben:
Tut der Finger dir weh, schied er vom Leibe sich ab,
Und die Säfte beginnen, im Gliede gesondert zu kreisen;
Aber so ist auch der Mensch, fürcht' ich, ein Schmerz nur in Gott.

Friedrich Hebbel.

Politische Situation

Oben brennt es im Dach, und unten rauchen die Minen,
aber mitten im Haus schlägt man sich um den Besitz.

Friedrich Hebbel.

Das Abenteuer

VON ALFRED OTTO STOLZE

In einer freien Reichsstadt Deutschlands lebte vor einigen Jahrhunderten ein Jüngling namens Adalbert von Quintilius. Er sollte dereinst das Kaufmannsgeschäft seines Vaters übernehmen und erwies sich hierzu zwar nicht als überaus geschickt, aber doch hinreichend tüchtig. Vor allem war er der ruhigste sittsamste und tugendhafteste Mann der Stadt, so daß sogar sein Vater einmal in die unmutigen Worte ausbrach: „Machst du denn auch nie einen törichten Streich?" — und bald darauf beschloß er, den Sohn einige Zeit auf Reisen zu schicken.

Adalbert wurde mit Geld, Empfehlungsbriefen, einem Pferd und Waffen wohl ausgestattet und ritt dahin. Der Vater schärfte ihm beim Abschied drohend ein, er dürfe eher nicht heimkehren, als bis er wenigstens ein Abenteuer erlebt habe.

Aber gerade dies wollte dem guten Adalbert, der sich selbst den Reiseweg vom Vater bestimmen ließ, da er sich zu keiner Himmelsrichtung zu entschließen vermochte, nicht gelingen, auch wenn er einmal kühnlich in einem Gasthofe und nicht bei Geschäftsfreunden des Vaters abstieg.

Er war nun, einem genau berechneten Plane gemäß, schon wieder auf der Rückreise und dachte bedrückten Gemüts an den Befehl des Vaters, dem er doch immer zu gehorchen gewohnt war. Er lenkte, fast ohne es zu bemerken, sein Pferd seitwärts von der Straße auf einen Pfad, welcher in einen dichten Wald hineinführte. Alsbald überkam Adalbert zwar die Sorge um Nachtquartier und Abendbrot zur gewohnten Stunde, aber des Vaters eingedenk, ließ er sein Roß mit einem leichten Seufzer weiter in den dunklen Wald hineinschreiten.

Adalbert wußte nicht, welchen Gefahren er entgegenzog. Auf einer kleinen Lichtung des Waldes sah er im Moose ein junges Weib liegen und schlafen. Er betrachtete es vom Pferde herab, welches die Liegende beschnupperte und mit seinem warmen Atem aufweckte.

Erschrocken fuhr das Mädchen zusammen, schlug die Augen auf und sah den Reiter vor sich. Sofort begann sie zu wehklagen: „O weh — nun hat mich einer gesehen! — Was wird der Meister sagen? — Wo seid Ihr her? — Wohin reitet Ihr? — Woher kommt Ihr?" Also bestürmte sie den verwirrten Adalbert mit Fragen. Er antwortete nicht, sondern stieg ab, band den Gaul umständlich an einen Baum und setzte sich neben das Mädchen. Dann bat er es, um Ordnung in sein Gemüt zu bringen, ihm aufs genaueste und recht der Reihe nach zu sagen, weshalb es vor seinem Anblick so erschrecke. Und wirklich beruhigte es sich.

Plötzlich aber flüsterte es ihm ins Ohr: „Komm morgen in die Stadt auf den Markt zu der Bude des Arztes!" Adalbert nickte. und gleich darauf war das Dirnlein wie eine Eidechse im Gebüsch verschwunden.

Am nächsten Tag stand er unter einer Schar von Schaulustigen vor dem Brettergerüst eines Quacksalbers, der auf dem Marktplatze seine Medizinen anpries. Darunter befand sich auch ein wundersames Verjüngungsmittel, welches innerhalb 24 Stunden die erstaunlichste Wirkung zeitigen sollte. Seine Beschaffenheit koste ihn, schrie der Gaukler, zwar eine schwere Menge Geldes. Trotzdem aber sei er bereit, ein Fläschchen zur Probe umsonst daranzugeben. Wer von den hochgeehrten Damen wolle es wagen! Sie müsse sich zu nichts verpflichten, als am nächsten Tage zur selben Stunde sich dem geschätzten Publico hier zu präsentieren in verjüngter Gestalt.

Die älteren Jungfräulein und gestandenen Frauen, denen das Mittel etwa vonnöten gewesen, schienen es jedoch nicht über sich bringen zu können, dieser Aufforderung so öffentlich Folge zu leisten. Endlich aber, als der Marktschreier immer dringlicher wurde, bestieg eine ältliche Dame das Podium. Die Witze der jungen Burschen fochten sie nicht an, sie nahm das Fläschchen in Empfang und entwich darauf eiligst. Der Heilkundige hatte übrigens nicht versäumt, ein besonderes Merkmal an ihr festzustellen, ein dunkles Fleckchen an der rechten Seite des Kinns, damit jedermann überzeugt sein könnte, daß es sich selbst bei starker Verjüngung um dieselbe Dame handle.

Der gute Adalbert aber stand da und rieb sich mehrfach die Augen, während die Dame vor ihm auf den Brettern stand. Denn er konnte nicht umhin, in ihr sein Walddirnlein wieder zu erkennen, wenn auch wohl um zwanzig Jahre älter. Er erinnerte sich genau des dunklen Fleckens am Kinn, derselben krausen **hellblonden Haare, der Bewegungen, alles ge**hörte in spukhafter Weise seinem Liebchen zu und doch wieder nicht. Adalbert ging völlig verwirrten Verstandes hinweg.

Am folgenden Morgen versammelte sich eine noch größere Menge. Der Gaukler verkündete, die Dame sei bereits zu ihm in den Wagen gekommen, um sich nicht durch die Menge hindurch zu drängen, bestaunen oder gar antasten lassen zu müssen, und öffnete den Vorhang zu seinem Wagen, von welchem man ebenen Fußes das Gerüst erreichen konnte.

Als nun die Verjüngte hervortrat, da durchzuckte es Adalbert jäh und schreckhaft wie noch nie in seinem Leben — sie war es, die Liebliche aus dem Walde, die da zierlich errötend sich den Blicken des staunenden Volkes darbot. Der Landfahrer verkaufte eine Unmenge seiner Fläschchen, obschon sie je einen Goldgulden kosteten. Adalbert verharrte immer noch halb betäubt auf dem Platze, als längst schon Gaukler, Jungfräulein und die gaffende Menge verschwunden waren.

Endlich bewegte er sich langsam auf den Wagen zu. Blei in den Gliedern, und klopfte leise an. Der Landfahrer öffnete eine Türspalte und kam eilig heraus, als er den edel gekleideten jungen Mann erblickte. Er verbeugte sich tief und vernahm dann aus den stotternden Worten des Jünglings bald, daß dieser Näheres über das Verhältnis der alten und der jüngeren Dame zu wissen begehre, — ob sie denn wirklich nur eine Person seien — er habe doch das junge Fräulein erst vor kurzem im Walde getroffen — kurzum — träume er denn oder sei alles ein verdächtiges Blendwerk?

Der Gaukler spürte rasch, welcher Geistesart **der Besucher sei, und beschloß kühnlich, alles** auf eine Karte zu setzen und diesen seltenen Vogel nicht ungerupft zu lassen.

Er bat ihn höflichst, heute abend da und da hinzukommen, er werde ihn zu der Dame führen, die ihn selbst darüber aufklären werde, wie es mit ihrer Leibesart beschaffen sei.

Am Abend fand er sich dann am bezeichneten Platze ein. Unter geheimnisvollem Getue, oft sich umschauend, führte ihn der Schausteller durch Gäßchen und Höfe, bis er endlich in einem Hause eine dunkle Treppe erstieg und ein Gemach öffnete, in welches Adalbert allein eintrat. Er erkannte alsbald im Halbdämmer die Dame — aber o weh — es war die ältere! Schon tastete er zur Türklinke zurück, da ergriff die Dame seine Hand, zog ihn neben sich auf einen Diwan und flüsterte: „Bleibe doch, mein Guter! — Kennst du mich nicht mehr? — Ach ja — ich bin wieder verändert." — Adalbert rief nur: „Laßt mich — das ist Hexerei —"; er wollte entsetzt entweichen, aber die Dame hielt ihn fest und flehte: „Höret doch, bevor Ihr mich verdammt!"

So ließ sich denn der Tor zum Bleiben bewegen und mußte eine Geschichte anhören, die ihm das Seltsamste dünkte, was er je vernommen. Die Dame gestand, mit dem Gaukler im Bunde zu sein und mit ihm zu reisen; denn er brauche ja ein Probestück, um die Leute zu überzeugen.

Und so lasse sie sich denn in jeder Stadt neu verjüngen, aber dann erhalte sie durch ein anderes Mittel ihre frühere Gestalt wieder, damit die Probe von neuem ins Werk gesetzt werden könne. Und der einzige Trug, den sie begehe, sei, daß sie dem Publikum als eine dem Arzt unbekannte Dame hingestellt werde. Ach, wenn sie das früher gewußt hätte, daß er heute zu ihr kommen werde, sie hätte das Mittel wieder alt zu werden, erst morgen genommen. Aber er müsse in der nächsten Stadt sie wieder besuchen, das müsse er heilig versprechen.

Adalbert — wie von einem dunklen Traum befangen — versprach es.

Am nächsten Tage suchte er den Wagen des Schaustellers vergeblich, ritt in die nächste Stadt und nach einigen qualvollen Tagen des Harrens traf denn auch der Wagen des angeblichen Arztes ein. Und wahrhaftig — diesmal um**fingen Adalbert die zwei weichen Arme seines** Walddirnchens. Es wurde heiß und heftig geküßt und er — der tugendhafte Adalbert von Quintilius — taumelte spät aus dem Hause und bedachte nicht einmal mehr, daß er nun eigentlich ohne Bangen vor seinem Vater treten könne. Nein — die Rückkehr galt ihm nichts mehr. Er folgte für Wochen — für Monate blind und ziellos dem Wagen des Gauklers.

So ging dies einige Zeit, und Adalberts Beutel schrumpfte beträchtlich zusammen. Da fand er eines Nachts sein geliebtes Wesen in Tränen aufgelöst. Beim Scheine einer Kerze bemerkte er auch, daß ihr blühender Leib mancherlei Flecken und Streifen aufwies, als habe sie sich gestoßen oder sei geschlagen worden. Adalbert suchte sie zu trösten. Gewiß war es ihm leider schon einige Male widerfahren, sie in ihrer ältlichen Gestalt anzutreffen. Er hatte sich dann immer entfernen wollen; aber die Vorwürfe und Klagen hatten ihn stets zum Bleiben bewogen. Und da er kaufmännisch zu rechnen gelernt hatte, so schrieb er solche Tage eben zu Lasten und war mit seiner Bilanz zwischen alt und jung im ganzen doch zufrieden.

Das nächstemal traf er das Fräulein wiederum gealtert und es begann sogleich zu jammern, es habe ihm Entsetzliches mitzuteilen. Dem Meister sei das Verjüngungsmittel von einem Schurken aus dem Wagen gestohlen worden, und nun müsse sie in Runzeln weiterleben, bis er es wieder beschaffen könne, und das werde wohl Monate dauern.

Adalbert erschrak aufs tiefste. Aber wirklich — es gelang ihm fortan nicht mehr, dem süßen jungen Geschöpfchen zu begegnen, immer war es die ältere verwelkte Frau. Auch der Quacksalber verkaufte auf seinem Gerüst — mißmutig genug — nur mehr seine anderen billigeren Arzeneien.

Unter kummervollen Gefühlen welkte denn auch Adalberts Liebe rasch dahin, und er kehrte endlich — gänzlich vom Gelde entblößt — in sein Vaterhaus zurück, wo er aber nur wenig von seinem Abenteuer berichtete und immer wieder in sehnsüchtiger Wehmut versank.

Einige Monate später schlug der Gaukler in er Vaterstadt Adalberts seine Bretter auf. Alles spielte sich ab wie früher. Fast hätte sich Adalbert eines Schreies nicht enthalten, als vor dem Vorhang des Wagens wieder sein Dirnlein erschien.

Am Abend verlangte er heftig von dem Gaukler, zu ihr geführt zu werden. Dieser wand sich und sträubte sich, bis Adalbert stürmisch schwor, er werde sie befreien aus ihrer unwürdigen Knechtschaft bei dem Meister und sie als sein Weib heimführen. Der Landfahrer grinste und sagte, ja, dann sei die Lage wieder anders, und er werde sie ihm selber für immer zuführen; aber allerdings nur gegen eine hohe Summe wegen der schweren Schädigung seines Geschäftes. Adalbert gab ihm das Verlangte.

Als er abends zur ausgemachten Stunde seine Haustüre zitternd vor Erwartung öffnete, drang ihm ein schwaches Geschrei zu Ohren, und er sah im Mondschein ein Bündel auf der Schwelle liegen. Es war ein Kindchen. Adalbert hob es auf und trug es in seine Wohnung. Ein Zettel war am Kissen befestigt mit folgenden Worten: „Hier bin ich, Dein für immer! Mein Leben war ohne Dich nicht mehr zu ertragen. In meiner Verzweiflung trank ich heute alle Verjügungsmedizinen auf einmal aus. Nimm mich zu Dir und ziehe mich auf, geliebter Adalbert!"

Adalbert starrte auf das schreiende Kind nieder. Es war ein Mädchen und hatte ein dunkles Fleckchen am rechten Kinn. Seine Haare waren aber nicht blond noch kraus, sondern strähnig und braun wie die des guten Adalbert.

Der Gaukler war nicht mehr zu finden. Aber in einer der benachbarten Städte ereilte ihn bald darauf das Geschick. Nach Vorführung des wundersamen Probestücks vernahm man plötzlich aus dem Wagen des Mannes ein heiseres Gezeter und Geschimpfe, und zwei Frauen, eine ältere und eine junge, fielen ineinander verfilzt von der Treppe des Wagens herab. So war die Gaukelei ruchbar und der Landfahrer, die von ihm gedungene Wittib und deren Tochter wurden schimpflich dem Pranger überliefert.

Adalbert von Quintilius, der Gute, aber behielt das — übrigens liebreizende — Kindchen bei sich und vermählte sich nicht. Denn es war ihm an diesem einen und einzigen Abenteuer, das ihm drei Frauenzimmer für **eines zu lieben auferlegt hatte, in seinem Leben genug.**

Das Metermaß

VON JULIUS KREIS

So, Hansl, tua dich brav zur Muatter hersetz'n, sagt die Frau in der Trambahn und nimmt ihren Buben auf den Schoß. Es ist kein Wickelkind mehr und kein Tragkind, es ist ein wohlgeratenes, so um die Schulpflicht herum stehendes Bürscherl.

Auf dem Schoß der kleinen Mutter nimmt er sich recht mächtig aus, die Leute sehen ein bißchen stirnrunzelnd darauf hin und ein Passagier murmelt mißbilligend: A so a Monstrumm Klachl brauchat aa nimmer am Schoß sitz'n!

Das ist auch Ansicht des Schaffners, der aber in seiner Eigenschaft als Beamter seine menschliche Meinung in sachlich-dienstliche Worte kleiden muß.

Für den Buben da muß auch ein Fahrschein g'löst wer'n.

Waas? Für des Kind?! Ausg'schloss'n! Da hab i no nia a Billett g'nomma, so lang i mit eahm fahr. Waar ma scho z'dumm! Die Mutter blickt starr und abweisend am Schaffner vorbei, so, als ob der Fall für sie erledigt wäre. Der Schaffner sagt als geschulter Psychologe, gütig und wohlwollend: Geh, Frau, des siecht doch jeder, daß der Bua an Fahrschein braucht.

Aber des siecht aa jeder, sagt die Mutter, daß des Kind no minderjährig is. Und wenn S' was von Ihrer Vorschrift verstenga, na wissen S', daß Minderjährige nix zahl'n müssen. Vier Jahr werd er auf Weihnachten.

Der Schaffner: Vier Jahr oder vierzehn — des geht mi nix o . . . Was über an Meter is, zahlt!

Der Knabe: Mami, i bin ja scho fünf Jahr alt . . .

Die Mami: Red nit so saudumm daher, — vieri werst!

Der Schaffner: Also, machen S' jetzt keine langen G'schicht'n mehr, Frau. Für den Buam müassen S' zahl'n! Der is weit über an Meter! I bin ja net kleinlich, geht mir auf a Handbreit net z'samm, aber was z' vui is, is z' vui, da fehlt's ja glei mehr als um an Bauernschuach.

Die Frau: Des Kind werd an Meter ham! Des glaab'n S' ja selber net. Hab ja i nur an Meter achtafuchz'g.

Der Schaffner: Sehr einfach. Da braucht er si nur hinstell'n. Da is der Meter markiert an der Tür.

Die Mutter: Der braucht sie gar net hi'stell'n! Des woaß i besser, wia groß mei Kind is!

Der Schaffner: Tut mir leid, nachher müaß'n S' aussteig'n, Frau.

Die Frau: Wenn i mag, scho! Drei Jahr lang fahr i jetzt mit dem Kind scho auf der **Trambahn und hob no nia zahl'n müaß'n!**

Der brummige Fahrgast: De könnt ja no zwanz'g Jahr damit umsunst fahr'n woll'n . . .

Die Frau: Eahna geht's überhaupts nix o! Sie schaug'n grad so aus, als ob Sie was z' schnabeln hätt'n. Mit dera Wamp'n nemma S' a so zwoa Plätz ei.

Der Schaffner: Also, Frau, san S' vernünftig. Ueberzeug'n S' Eahna selber, daß der Bua mindestens an Meter zwanz'ge hat . . .

Die Mutter: Des k a n n er gar net ham! Mei Marerl ham mir erscht neuli auf der Wies'n g'wog'n. De is um a Jahr älter und wiagt no koane vierz'g Pfund!

Der Schaffner (energisch): I fahr net weiter.

Die Fahrgäste murren. Der Knabe verzieht das Gesicht zum Greinen. Ein alter Herr redet der Mutter gut zu: . . . Geh'n S' zu, Frau, stell'n S' den Buben halt an das Maß hin, da is ja nix dabei.

Die Frau (widerwillig nachgebend): . . . Weil i no nia was zahlt hab dafür . . .

Der Hansl wird vom Schaffner an die Metermarke gestellt; unter der Anteilnahme aller Wageninsassen ergibt sich, daß er fast um Kopfeslänge darüber hinausreicht.

Der Schaffner (mit dem resignierten Gesicht des Menschen, der viel um Recht und Vernunft kämpfen muß): I hab's ja glei g'sagt . . .

Die Mutter: . . . Wenn das a Meter is, der Strich da . . .? Des möcht i scho bezweifeln, ob des a Meter is, des kloane Stückl! Unser Küchenkasten is genau an Meter hoch und der Bua, der sieht no lang net drüber.

Der Schafner: Eahnan Küchenkasten könna ma net rei'stell'n. Also: Zahl'n oder aussteig'n.

Die Mutter klaubt wütend aus der Geldbörse die Fünferl heraus. Aber des sag i Eahna, daß i mi bei der Direktion beschwer und in die Presse laß i's aa nei'setz'n. Allweil geht's an de Kloana naus. Des mit dem Meter ham aa wieder de Großkopfet'n ausdenkt. Und überhaupt, meiner Lebtag is der Bua koan Meter groß . . .

Die Frau ist geladen. Sie möchte jetzt gern so einen Großkopfet'n beim Krawattl haben, es kribbelt ihr nur so in den Händen. Aber weil keiner da ist, wendet sie sich ihrem Buben zu, der wieder auf ihrem Schoß Platz genommen hat, und nun kommt erst recht in das Bewußtsein der Mutter, daß sie für den Buben gezahlt hat. Sie nimmt ihren Hans energisch um die Taille und setzt ihn neben sich: Da hockst di jetzt her! Zahlt is der Platz! Des ganz mir grad no ab, daß i so a Monstrumm Mannbuid **am Schoß sitzn' hätt . . .**

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

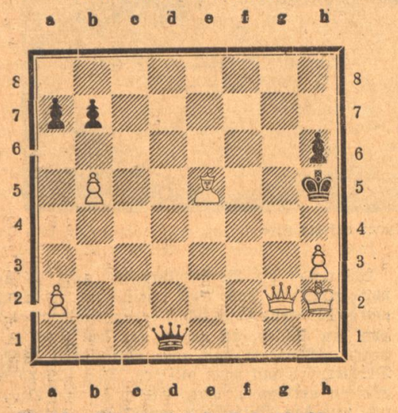
Folge 29 — 22. Juli 1934

Schach-Kuriosa

Nicht immer siegt die Materie, oft stecken in einer hoffnungslos aussehenden Partie noch unerwartete Remismöglichkeiten, wie die beiden folgenden Beispiele zeigen.

I

Schwarz: Rutz (Karlsruhe)

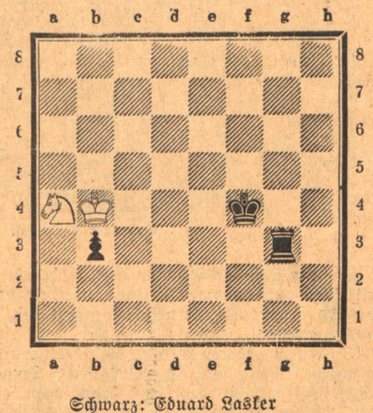


Weiß: Kh2, Dg2, Le5, Ba2, b5, L3
Schwarz: Kh5, Dd1, Ba7, b7, L6

Weiß: Ahr (Mannheim)

In dieser Stellung, zu der es im Winterturnier 1923/24 des Karlsruher Schachklubs kam, war der ehemalige Karlsruher durch die ewig drohenden Schachs nervös geworden und gedachte durch den erzwungenen Damentausch dem ganzen Zauber ein Ende zu machen und in ein „leicht gewonnenes" Endspiel einzulenken, er hatte ja einen ganzen Läufer mehr! Darum: 1. Dg2—g4+, Dd1:g4 2. h3:g4, Kh5:g4 3. Kh2—g2, Kg4—f5! 4. Le5—b8, a7—a6! Da haben wir schon die Bescherung, wenn jetzt Weiß den a-Bauern schlägt, so bleibt ihm nach b7:a6 nur noch der a-Bauer übrig und den kann er nicht zur Dame führen, da er den Läufer von der falschen Farbe hat. Etwas konsterniert über diese Wendung zog mein Gegner 5. b5—b6, Kf5—e4 und jetzt sofort 6. a2—a4?? (Besser war es den a-Bauern sitzen zu lassen und mit Lg3 eine abwartende Haltung einzunehmen). Nach dem Textzug kann Schwarz das Remis erzwingen. Es folgte noch 6. a4, Kd5 7. Lf4, Kc5! 8. a5, Kc6!! 9. Lh6:, Kd7 10. Kf3, Kc8 11. Ke4, Kb8 12. Kd5, Kc8 13. Lf4, Kd7 14. Lg5, Kc8 15. Kd6, Kb8 16. Kd7, Ka8 und Weiß kann niemals an den b Bauern rankommen.

II.



Schwarz: Eduard Lasker
Weiß: Dr. Lasker

Weiß: Kb4, Sa4
Schwarz: Kf4, Tg3, Bb3

Im Großmeisterturnier zu Newyork 1924 kam es nach dem 92.! Zug von Schwarz zu der obigen Stellung, die auf den ersten Blick für Schwarz, der ja Turm und Bauer gegen Springer hat, leicht gewonnen aussieht. Wie aber die Partiefortsetzung zeigt, kann der schwarze König von dem wichtigen Feld c2, von dem aus er den Vormarsch des b-Bauern unterstützen könnte, abgehalten werden. Es folgte: 93. Sb2, Ke4 94. Sa4, Kd4 95. Sb2, Tf3 Ein Versuch, den König hinter dem Turm nach b2 zu spielen. Aber inzwischen hat Weiß Zeit, seinen König nach b2 zu stellen, so daß weitere Annäherungsversuche erfolglos bleiben müssen.

96. Sa4, Te3 97. Sb2, Ke4 98. Sa4, Kf3 99. Ka3!, Ke4 100. Kb4, Kd4 101. Sb2, Th3 102. Sa4, Kd3 103. Kb3: Nachdem der Bauer gefallen ist, kann in dieser Stellung der Turm gegen den Springer nicht gewinnen, deswegen wurde die Partie remis gegeben.

Ein Jahr Filmkammer

Von Oberregierungsrat Arnold Raether

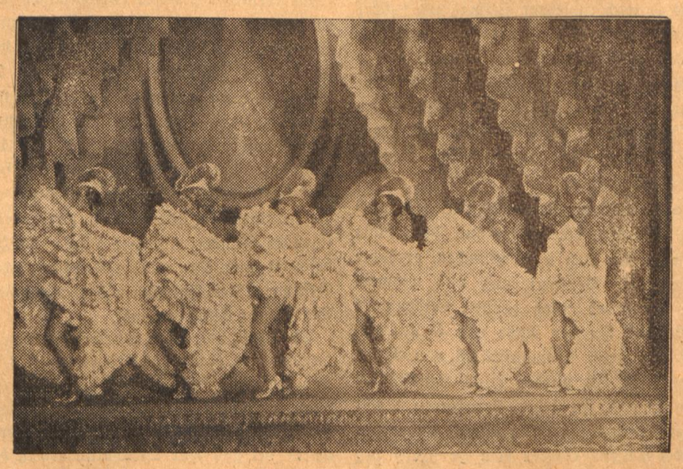
Am 14. Juli wurde durch die Gründung der Filmkammer der Grundstein gelegt zu einem ständischen Aufbau der deutschen Filmwirtschaft, weil durch den Zusammenschluß aller am deutschen Film Tätigen zu gemeinsamer, aufbauender Arbeit die Gesundung eines ganzen Wirtschaftszweiges herbeigeführt werden sollte. Die nationalsozialistische Revolution durfte auch am Film nicht spurlos vorübergehen, noch dazu, wo die Filmwirtschaft in den vorangegangenen Jahren sowohl in wirtschaftlicher wie in künstlerischer und moralischer Hinsicht nicht den Grundsätzen entsprach, die der Nationalsozialismus für das gesamte Kulturschaffen vorgesehen hatte. Eine volksfremde Schicht hatte sich in diesem Wirtschaftszweig eingenistet und es war unser erstes Ziel, eine Säuberung vorzunehmen und neue Bedingungen zu schaffen für die Arbeit am deutschen Film, in dem wie nirgends sonstwo sich die Wirtschaft und Kultur so eng berühren. Hinzukam, daß die ersten Monate nach der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus eine Unsicherheit in der Filmindustrie mit sich brachte, welche unter allen Umständen beseitigt werden mußte. Schon die ersten programmatischen Reden des Herrn Reichsministers Dr. Goebbels im Kaiserhof und in denTennishallen vor den Filmschaffenden brachten eine bemerkenswerte Beruhigung und damit eine wirtschaftliche Festigung. Als die in der letztgenannten Rede angekündigte finanzielle Hilfe in Form der Filmkreditbank in Erscheinung trat, war der Weg geebnet für die Arbeit am Wiederaufbau des deutschen Films und damit gleichlaufend für den ständischen Aufbau innerhalb der Filmwirtschaft. Dieser Aufbau wurde erleichtert durch die Vorarbeit der Abteilung Film in der nationalsozialistischen Partei, welche in den Jahren vorher den Boden systematisch vorbereitete für eine nationalsozialistische Filmwirtschaft im Dritten Reich. Neben der reinen Parteifilmorganisation wurden die nationalsozialistischen Lichtspieltheaterbesitzer-Zellen ins Leben gerufen, welche als erste den neuen Geist und die Weltanschauung Adolf Hitlers in das Gebäude des Filmschaffens trugen. Nur dadurch war es möglich, in verhältnismäßig kurzer Zeit die Filmwirtschaft umzustellen und fest in die Hand des neuen Staates zu bringen, ohne die wirtschaftliche Unabhängigkeit anzugreifen. Diese Vorarbeiten der Parteiorganisation wurde die politische und ideelle Grundlage für den nun durchgeführten ständischen Aufbau.

Unter der Führung ihres Präsidenten Dr. Scheuermann und unter der Mitarbeit der durch den Reichsminister Dr. Goebbels berufenen Vorstandsmitglieder wurde die Filmkammer als erste berufliche Körperschaft das Vorbild für den nun folgenden ständischen Aufbau des gesamten Kulturschaffens in Deutschland, das Vorbild für die später konstituierte Reichskultuskammer, in welcher sie nach deren Gründung als Reichsfilmkammer fest verankert werden konnte. Als Körperschaft des öffentlichen Rechts umfaßte die damals als „Vorläufige Filmkammer" errichtete Organisation alle Berufsgenossen des Filmgewerbes, wie Filmhersteller, Filmverleiher, Lichtspieltheaterbesitzer und Filmschaffende, also alle Personen und Gesellschaften, die auf dem Gebiete des Films tätig waren. Die einzelnen Sparten mußten nach den herrschenden nationalsozialistischen Grundsätzen um- oder neuaufgebaut werden und erst die Mitgliedschaft zu einer Organisation, die der Filmkammer angeschlossen war, ermöglichte die Arbeit innerhalb der Filmwirtschaft. Dadurch war die Möglichkeit geschaffen, an eine Säuberung auf rechtlicher Grundlage zu gehen und nur so konnte erreicht werden, daß allen am Film Tätigen, welche nicht die wirtschaftlichen, moralischen oder künstlerischen Qualitäten besaßen, an der Neuordnung dieses Witschaftszweiges sowohl in künstlerischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht mitzugestalten, eine Betätigung unmöglich gemacht wurde. Mit der Ausschaltung ihrer Träger verschwand auch die vordem herrschende Unkultur im Filmschaffen und das festgefügte Fundament der Filmkammer verschaffte der vor der Machtübernahme in Mißkredit stehenden Filmindustrie das verlorengegangene Ansehen und die Kreditwürdigkeit zurück. Auch das künstlerische und kulturelle Gesicht des Films wurde neu geformt. Durch die Einschaltung eines Reichsfilmdramaturgen wird es in Zukunft nicht mehr möglich sein, Filme zu schaffen, die dem Geist unserer Tage und der Geisteshaltung unseres Volkes nicht entsprechen. Die verantwortungsvolle Arbeit des Reichsfilmdramaturgen Willy Krause hat aber noch eine weitere Bedeutung, die im Interesse der gesamten Filmwirtschaft liegt. Durch notwendig gewordene Zensurverbote gingen alljährlich große Summen verloren, welche somit auch dem Wirtschaftskörper des Staats entzogen wurden. Dadurch, daß vor Beginn der Aufnahmen zu einem Film das Manuskript einer stattlich anerkannten Stelle vorzulegen ist, ist es möglich, Fehlproduktionen zu vermeiden, die ihre Ursache in der Schaffung von Filmen hatten, welche nicht den Tendenzen des Staates entsprechen. Keineswegs ist die schöpferische, künstlerische Initiative behindert, vermieden wird nur ein Rückfall in alte Sünden. Kunst — auch Filmkunst — soll geistiger Ausdruck der Zeitepoche sein, in der sie gestaltet wird und für die sie schafft. Wenn wir heute von dem Begriff ausgehen, daß der deutsche Film nicht mehr Handelsware im früheren Sinne sein soll, sondern echtes deutsches Kulturgut, so ist dies Grund genug, auch dem künstlerischen Filmschaffen gewisse Bindungen aufzuerlegen, die sich aber nicht gegen den Filmschaffenden richten sollen, sondern deren Tätigkeit erst zu dem zu machen bestimmt sind, was diese sein soll: Arbeit für das deutsche Volk und für die deutsche Kultur, die ihre frühere Höhe wieder erreichen muß.

Der Führer prägte viele Jahre vor der Machtübernahme das Wort: „Wenn die deutschen Künstler wüßten, was ich einmal für sie tun werde, hätte ich nur Freunde unter ihnen." Dieses Wort, ausgedehnt auf das gesamte Filmschaffen, konnte durch die Errichtung der Filmkammer im Dritten Reich der Verwirklichung nahe gebracht werden. Gerade dadurch, daß die Filmkammer eine Zusammenfassung aller wirtschaftlichen und künstlerischen Kräfte innerhalb der Filmwirtschaft möglich machte und somit die engste Zusammenarbeit aller maßgebenden Personen und Organisationen gewährleistete, wurde erreicht, den ständischen Aufbau durchzuführen, die wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Filmarbeit im nationalsozialistischen Staat zu schaffen und auch die künstlerischen Formen zu finden, die den geistigen Ansprüchen des deutschen Volkes entsprechen.

Ein Jahr der Arbeit der Filmkammer liegt hinter uns, ein Jahr, welches der Filmwirtschaft neuen Auftrieb gegeben hat und die Schäden ausbessern konnte, welche ein vergangenes System dem deutschen Film zufügte. Ein neuer Arbeitsabschnitt beginnt und voller Zuversicht können wir auf die vor uns liegende Arbeit blicken in der Ueberzeugung, daß es uns gelingen wird, den Film wirtschaftlich weiterhin zu festigen und künstlerisch auf eine Stufe zu bringen, die dem kulturellen Niveau des deutschen Menschen entspricht.

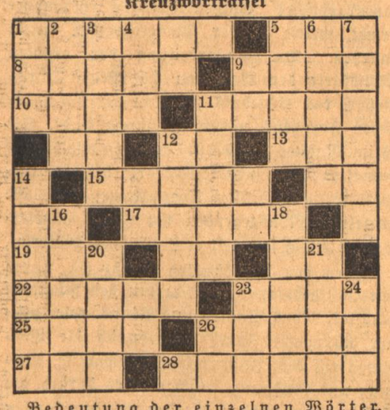
Als Sachwalter des Films im nationalsozialistischen Staat, ausgerüstet mit dem Vertrauen des Herrn Reichsministers Dr. Goebbels, werde ich sowohl als Leiter der Abteilung der Reichspropagandaleitung wie auch als Vizepräsident der Reichsfilmkammer im kommenden Arbeitsabschnitt meine vornehmste Aufgabe darin sehen, das künstlerische Schaffen am deutschen Film vorwärtszutreiben und meinerseits mitzuarbeiten an der endgültigen Gesundung unserer deutschen Filmindustrie.



„Revue um 1910"
Szene aus dem Ufa-Tonfilm „Czardasfürstin"
(Herstellungsgruppe Max Pfeiffer, Spielleitung Georg Jakoby)

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.
a) von links nach rechts: 1 Name für den Storch, 5 Bad in Belgien, 8 Prosadichtung, 9 Stadt in Tirol, 10 Stadt in Neurumänien, 11 Juwelengewicht, 13 Stadt im Erzgebirge, 15 Denklehre, 17 Ankerplatz, 19 Kadaver, 22 französischer Kriegshafen, 23 Festtracht, 25 Ostseemeerenge, 26 Mündungsarm der Weichsel, 27 weiblicher Vorname, 28 Drüsenabsonderung;

b) von oben nach unten: 1 Papagei, 2 kleine Ansiedlung, 3 Glasfluß, 4 Erfrischung, 5 biblische Frauengestalt, 6 Stadt in der Mark, 7 Stadt in Westfalen., 11 Völkerringen, 12 Vertreter, 14 deutscher Dramatiker, 16 Bad am Müritzsee, 18 Teil des Hauses, 20 Musikzeichen in den Psalmen, 21 Grundriß, 23 portugiesische Kolonie, 24 Göttin des Unheils. 30960

Bilderrätsel

Auflösungen

Kreuzworträtsel

a) 1 Hippodrom, 7 Pelide, 8 Bad, 10 Tet, 11 Aron, 13 Mur, 14 Moses, 17 Ur, 18 Tat, 19 Re, 20 Bauer, 22 Aar, 23 Rohr, 25 Gad, 27 Mai, 28 Eremit, 29 Rendsburg; — b) 1 Habakuk, 2 Isar, 3 Oel, 4 Ritus, 5 Oder, 6 Met, 9 Dom, 12 Rotar, 13 Meter, 15 Sau, 16 Behring, 20 Baden, 21 Rom, 22 Aare, 24 Haar, 25 Ger, 26 Eis.

Bilderrätsel

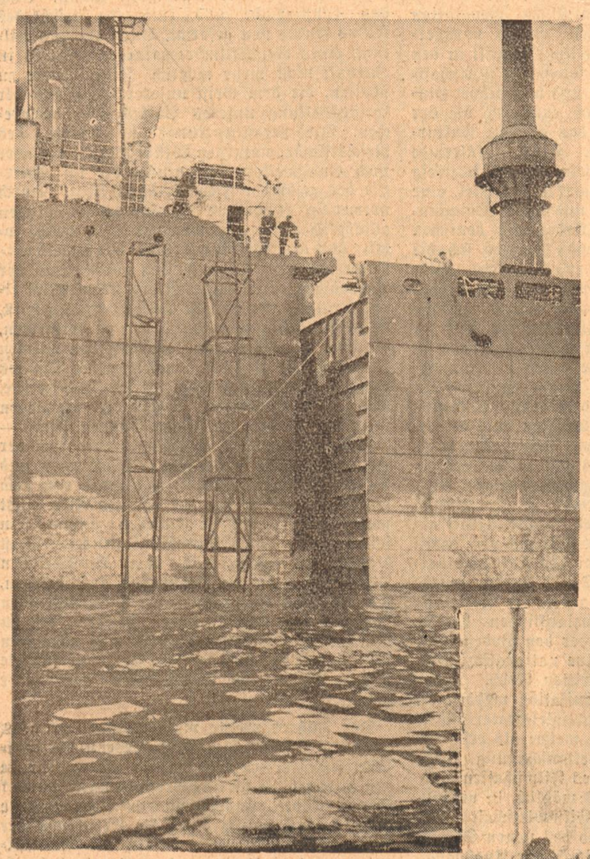
Rösselsprung.

Von des Lebens Gütern allen Ist der Ruhm das höchste doch; Wenn der Leib in Staub zerfallen, Lebt der große Name noch.

Ein Tanker wird verjüngt

Einbau eines neuen Mittelschiffes in die „Svithiod"

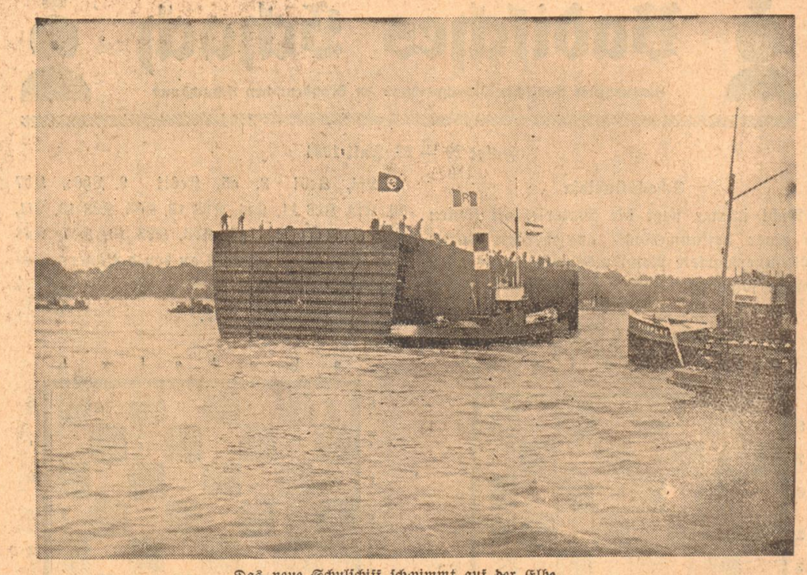
Die deutsche Werftindustrie hat schon so manches Kunststück vollbracht und hat Schiffe, die nur noch Wracks glichen, tadellos wieder hergerichtet, so daß sie noch jahrelangen Dienst tun konnten. In letzter Zeit hat sie auch viel



Das Schiff ist auseinandergeschnitten

auf dem Gebiet der Modernisierung älterer Schiffe getan. Es wurden Schiffe vorgeschuht, d. h. sie erhielten neue Vorschiffe, oder sie wurden verlängert, oder es wurden beide Prozeduren an ihnen vorgenommen, alles um entweder die Geschwindigkeit zu erhöhen oder den Brennstoffverbrauch zu verringern, d. h. den Betrieb der Schiffe wirtschaftlicher zu gestalten.

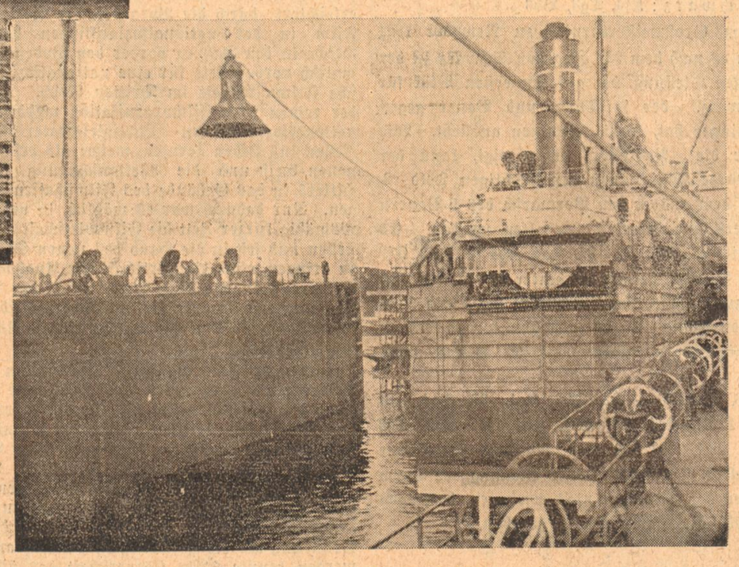
Daß aber ein Schiff ein völlig neues Mittelschiff erhält, ist für Deutschland neuartig. Da ist der Tanker „Svithiod" der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft. 17 Jahre lang hat er, ungezählte Benzinladungen über den Ozean befördert, bis das Benzin die Tankwände und Schotten zerfressen hatte. Man nennt dies Korrosion, gegen die noch kein Mittel erfunden ist. Früher hätte man ein solches Schiff ausrangiert und durch ein neues ersetzt. Heute ist man in der Schiffbautechnik soweit, daß man, wenn Maschine und Vorschiff, wie es bei der „Svithiod" der Fall ist, tadellos erhalten sind, das schadhafte Mittelschiff herausschneidet und durch ein neues ersetzt. Dies ist natürlich einfacher hinauszuschreiben, als getan. Vielmehr bedarf es zur Ausführung dieser Aufgabe haargenauer, technischer Berechnungen und umfangreicher schiffbaulicher Arbeiten. Ausgeführt wurden sie in diesem Falle von der Deutschen Werft in Hamburg. Die „Svithiod", ein Schiff von 9630 Tonnen, wurde eingedockt, und Vor- und Hinterschiff wurden mit Schneidebrennern vom Schiffskörper getrennt und alle drei Teile wasserdicht abgeschottet.



Das neue Schulschiff schwimmt auf der Elbe

Dann wurde das Schwimmdock, in dem diese Arbeiten vorgenommen wurden, versenkt und das zu erneuernde Mittelschiff wurde seitlich ausgeschwemmt.

Auf einem anderen Betrieb der Werft wurde inzwischen ein neues, etwa 80 Meter langes Mittelschiff gebaut, das, man kann sagen, auf den Millimeter genau, in die Lücke zwischen altem Vor- und Hinterschiff hineinpassen mußte.



Das neue Mittelschiff wird eingesetzt

Während die Vorbereitungen zum Einschwemmen in das Dock getroffen wurden, wurde das neue Mittelschiff herangeschleppt und von den Schleppern genau vor das Dock gebracht. Nachdem das neue Mittelschiff durch Drahttrossen mit zwei auf dem Dock stehenden Winden verbunden war, warfen die Schlepper los, und das Mittelschiff wurde in das inzwischen versenkte Dock gehievt. Es war dies Präzisionsarbeit im wahrsten Sinne des Wortes; denn zwischen den im Dock verbliebenen Schiffsteilen und dem neuen Schiffskörper war nur ein Zwischenraum von wenigen Zentimetern vorhanden. Zoll für Zoll wurde der ungefüge Kasten in die Lücke bugsiert, und nach einigen Stunden lag das neue Mittelschiff haarscharf zwischen dem Vor- und Hinterschiff, ohne daß es auch nur ein einziges Mal geschrammt hatte, fertig zum Vernieten der genau abgepaßten Plattenenden.

Gleichzeitig mit dem Bau eines neuen Mittelschiffes wurde ein Umbau des Hecks vorgenommen, um die Fahrgeschwindigkeit des Schiffes zu erhöhen. Dem gleichen Zweck dient der Einbau des neuen Archouloff-Einspritz-Systems in die Krupp-Dieselmaschine.

Die Erfolge, die man sich auf Grund genauer Berechnungen von der Modernisierung der „Svithiod" verspricht, sind folgende: Frühere Geschwindigkeit: 9,8 Knoten Durchschnitt; neue Geschwindigkeit: 11 Knoten Durchschnitt, d. h. 12prozentige Steigerung. Dabei: alter Brennstoffverbrauch 10,8 Tonnen je 24 Stunden; neuer Brennstoffverbrauch 9,8 Tonnen je 24 Stunden.

Die runde Million, die man in das Unternehmen gesteckt hat, dürfte sich demnach rentieren, ganz abgesehen davon, daß mit ihr der Werftindustrie eine wertvolle Arbeitsbeschaffung vermittelt wurde. Paul Broszio.

Fauth's Spezialsternwarte

Vor der Vollendung der größten Mondkarte der Welt

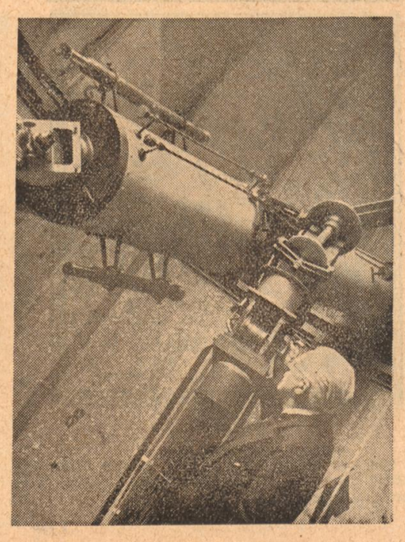
Vor vier Jahren ist Philipp Johann Heinrich Fauth, der sich vom Volksschullehrer zu einem der bekanntesten und umstrittensten Astronomen entwickelt hat, nach Grünwald im Isartal bei München übersiedelt. Fauth war ein Freund und Mitarbeiter Hörbigers, des Begründers der Welteislehre, und er wurde kurz vor dem Kriege sehr bekannt, als er 1913 das große Werk schrieb „Hörbigers Glazialkosmogenie", worin er für diese Lehre begeistert eintrat. Dieser aus der Pfalz stammende Privatastronom widmete sich schon seinen Studien, als er noch in seiner Heimat als Lehrer tätig war. Zuerst in Kaiserslautern und später in Landstuhl, errichtete er sich seine eigene Sternwarte, sein Observatorium. Durch seine nunmehr über 50jährige Arbeit machte er sich um die Erforschung der Oberfläche des Mondes und der Planeten, vor allem des Jupiter, besonders verdient.

Im Jahre 1923 wurde Fauth von den französischen Besatzungsbehörden aus der Pfalz ausgewiesen. Er ging nach München, erreichte seine vorzeitige Pensionierung und widmete sich nun ganz der einen großen Leidenschaft seines Lebens. In der Nähe von Grünwald, etwa 13 Kilometer stromaufwärts von München, baute er sich wieder seine Landstuhler Sternwarte auf. In jeder sternklaren Nacht bezieht er seinen Beobachtungsstand, und weder Kälte noch Regen können dem Forscherdrang und der äußersten Hingabe des nun beinahe Siebzigjährigen Abbruch tun. Kein Hilfspersonal steht ihm zur Verfügung. Der eine oder andere Student der Münchener Hochschule hilft ihm einmal vorübergehend bei seiner aufreibenden Arbeit, dann sitzt er wieder auf Wochen und Monate mutterseelenallein in seinem Wellblechzwinger hinter seinem Fernrohr, das es nur einmal in der Welt gibt.

Fauths Fernrohr ging nicht aus der Werkstätte eines berufsmäßigen Optikers hervor, es wurde vielmehr von dem deutschen Architekten Schupmann konstruiert, der sich seiner Zeit auch an dem Wettbewerb um das Reichstagsgebäude beteiligte. Einen großen Teil seiner bedeutenden Erfolge hat Fauth, wie er selbst hervorhebt, dieser einzigartigen Spezialkonstruktion zu verdanken. Es besitzt einen achromatischen Prismensatz, weshalb der Gelehrte sein Instrument den einzigen „Achromaten" der Erde nennt. Es handelt sich hier um eine erstmalige optische Neuerung seit Frauenhofer. Die achromatische Linse hat aneinandergefügt eine konvexe Kronglaslinse und eine konkave Flintglaslinse. Hierdurch werden die farbigen, die Deutlichkeit stark beeinträchtigenden Ränder einfacher Linsen vollkommen beseitigt und eine völlige Farbenreinheit der Gestirne unter Auslöschen der atmosphärischen Strahlenbrechung erreicht.

Die Linse hat einen Durchmesser von fast 40 Zentimeter; die Länge des Fernrohrs beträgt nur etwa die Hälfte eines Normal-Refraktor. Man hat einen bequemen Einblick ohne Körperverrenkung, sogar in Richtung schräg abwärts bei geringer Ortsveränderung des Beobachters. Für Fauth ist diese Anordnung deshalb außerordentlich wichtig, weil er an einem kleinen Pult sitzend gleichzeitig die Planeten beobachtet und seine Beobachtungen aufzeichnet. Die sonst üblichen Größenverhältnisse konnten bedeutend herabgesetzt werden. Fauths Observatorium kommt mit einer drehbaren Beobachtungskuppel von 5,5 Metern Durchmesser bei einem 2 Meter breiten Kuppelspalt und bei Handbetrieb vollkommen aus. Auch ergibt dieser Achromat aufrechte Bilder.

Mit diesen geringen einfachen Hilfsmitteln leistet Fauth ernste wissenschaftliche Arbeit, die in aller Welt beachtet wird. Seine wissenschaftlichen Verbindungen reichen bis in den fernen Osten und nach Australien. Die Fachwissenschaft hat neuerdings auch wieder seinen seit langem propagierten Gedanken, der Errichtung einer Kolonialsternwarte und einer neuen Hochwarte aufgegriffen. Der Gelehrte und Forscher fühlt sich ganz als Erbe und Verfechter des heiß umstrittenen Werkes des großen



Astronomen Hörbiger und seiner Welteislehre. Mit unheimlicher Ausdauer und Zähigkeit und Exaktheit des Schaffens hat Fauth eine Anzahl topographischer Spitzenleistungen herausgebracht, welche in der Planetographie einzig dastehen. Die Ausarbeitung der größten Mondkarte der Welt von 3,5 Meter Durchmesser, das Ergebnis jahrelangen, unermüdlichen Forschens, nähert sich ihrem Ende. Sie ist im Maßstab 1 : 1 000 000 gehalten wie die international vereinbarte Erdkarte, die aber niemals fertig wird. Auch Spezialkarten 1 : 500 000 einzelner Mondgegenden hat Fauth angefertigt. Ständig sammelt er statistisches Material.

Neben den Mondstudien befaßt sich Fauth seit Jahrzehnten vor allem mit den Planeten Jupiter, Mars, Saturn und Venus. Hier wieder überwacht Fauth vornehmlich die Vorgänge auf dem Jupiter durch Zeichnung, Messung und Rechnung. Ihm geht es darum, die Kräfte zu ergründen, die den geheimnisvollen Fleck auf dem Jupiter fortgesetzt verschieben und nach abwärts drücken. Seit 1890 beobachtet Fauth diesen unergründlichen Vorgang, hinter dem beinahe jeder Wissenschaftler etwas anderes vermutet. Auch der Mars wird eingehend beobachtet. Etwa 2500 gezeichnete Aufnahmen hat Fauth angefertigt. Keine Photographien, denn Fauths trainiertes linkes Auge sieht mehr und schärfer als die Kamera! Fauth betont, daß dies nicht etwa eine anfechtbare Selbsteinbildung sei, sondern daß ihm die Astronomie die Ueberscharfsichtigkeit seines einen Auges stets aufs Neue bestätige.

Der Astronom von Grünwald hat seit 1895 fünf Werke herausgegeben, und er veröffentlicht in zahlreichen Fachzeitschriften laufend die Ergebnisse seiner Forschungen. Die bayerische und die preußische Akademie ließen ihm verschiedentlich ihre Unterstützung zuteil werden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ein schwarzes Kätzchen

VON WALTER PERSICH

Was wir nie für möglich gehalten hatten, nun war es geschehen; die große, dicke, philosophische Katze meines Freundes, des Antiquars aus der Knochengasse, hatte Junge geworfen. Vier entzückende mummelige Tierchen piepten oder schliefen in dem bettähnlich verwandelten Pappkarton, den man ihnen in einer Ecke des hinter dem Laden befindlichen „Kontors" als Lagerstatt bereitet hatte, und die Mama, muß man sagen, kam ihren mütterlichen Pflichten mit mehr als durchschnittlicher Hingabe nach.

Schon nach wenigen Tagen ließen sich äußere und charakterologische Unterscheidungsmerkmale an den einzelnen Tierchen konstatieren. Folglich wurde die Frage der Namengebung immer brennender. Nachdem wir alle modernen und mittelalterlichen Taufnamen einer strengen Prüfung unterzogen hatten, landeten wir an der üppigen Küste der Mythologie. Fast wäre es zu einem Zerwürfnis gekommen, aber im letzten Moment einigten wir uns über „Achill" für den Kater, „Penelope", „Eurydike", „Medea" für die Katzen. Ueber dem Emaille-Waschbecken wurde der feierliche Taufakt vollzogen, das Haupt der Katzenfamilie durfte sich an einer Schüssel Sahne erlaben. Die offizielle Festlichkeit mit Kaffee, Kuchen und Zigaretten schloß sich daran an, als aber mein antiquarischer Freund gar noch aus seinem Schreibtisch mehrere Sorten des besten Schnapses hervorholte, wuchs sich die Angelegenheit zu einer wahrhaft dionysischen Orgie aus. Wieso? Es kam ja doch kein Kunde.

Innerhalb weniger Wochen schien Manfred (der Herr Antiquarius hörte auf besagten schönen Namen) auch den letzten Funken seines sonst beweglichen Geistes eingebüßt zu haben. Er war zum Kinde geworden. Nach den Behauptungen Weltweiser aller Zeiten eine beneidenswerte Wandlung. Ich mochte kommen, wann ich wollte — zu jeder Tageszeit hockte er inmitten des Ladens auf Folianten oder auch nur am Boden, beschäftigte die Kätzchen durch Hin- und Herwerfen von Papierkugeln, lief er, sobald sich eines in irgendeiner Ecke verkrochen hatte, gespitzten Mundes zärtlich „Musch-musch-musch" rufend umher oder lag er auf den Knien, um im Schweiße seines Angesichts die überall verstreuten geruchscharfen Zeugnisse der tadellos funktionierenden Verdauung seiner Lieblinge zu entfernen.

In mir begann ein gewisser Neid aufzukeimen. Wie ungerecht des Lebens Freuden verteilt waren, wurde wieder einmal hier erkennbar. Während ich nichts anderes kannte als alltägliche, aufreibende Sorgen, konnte dieser Glückliche den Wahn der Welt völlig vergessen, sich tausend stille Genüsse bereiten.

Mehr als einstündiges Bitten brachte ihn endlich soweit, mir „Achill", den kleinen schwarzen Kater mit weißen Pfoten, zu überlassen. Freudestrahlend, das Kätzchen wohlgeborgen in der Brusttasche meines Mantels, eilte ich zur nächsten Straßenbahn. Einige Minuten, nachdem ich den Wagen betreten hatte, produzierte das Tier in meiner Tasche sich bereits als Leichtathlet. Nur durch größten Kraftaufwand gelang es mir, es zu bändigen. Sein wehes „Miau" schnitt mir jedoch derart ins Herz, daß ich es nicht zu fest anpacken mochte — schon war es entschlüpft, sprang in seiner Angst und Verwirrung der neben mir sitzenden Dame auf den blumenreichen Sommerhut, von dort dem gegenüber harmlos lesenden Herrn in die geöffnete Zeitung, bis es seine Zuflucht im Einkrallen an den seidenbestrumpften Beinen einer anderen Dame suchte. Dem Schaffner gelang die Festnahme des kleinen aber wirkungsvollen Störenfrieds. Nach dem ersten Schrecken entlud sich ein Hagel von Vorwürfen über mein schuldbeladenes Haupt. Trauernden Herzens zahlte ich den angerichteten Schaden einschließlich eines Bußbetrages für fahrlässige Betriebsstörung und Verstoß gegen die Fahrtordnung, nahm meine Katze und verließ den Wagen.

Nach zweieinviertelstündiger Wanderung in stetem aufreibenden Kleinkrieg mit der ungebärdigen Katze langte ich im Hause an, schon von meiner Frau mit reichlichen Vorwürfen über meine Verspätung empfangen. Als sie den Grund erfuhr, vielmehr erblickte, da ich durch mein mannigfaches Unglück bereits völlig verschüchtert war, wurde die Situation unhaltbar. Sie wünschte sich schon lange einen Papagei — ich schleppe einfach Katzen ins Haus, damit ich nur immer meinen Kopf für mich hätte . . . .

Bis zum Abend ging alles gut, wenn man von der Entdeckung absieht, daß meinem Mantel gewisse Spuren des Transportes verblieben waren, die eine kostspielige Reinigung unumgänglich notwendig erscheinen ließen.

Nach dem Abendessen begann der Tanz damit, daß ein irregeleitetes Reinlichkeitsbedürfnis Achills Aufmerksamkeit auf unser neues Sofakissen lenkte. Man mußte sich eben mit der Tatsache fernerer Uneignung desselben als Zimmerschmuck abfinden. Wenn ich sage: meine Frau fand sich nicht ab, genügt es wohl.

Verstimmt legten wir uns schlafen. Die Katze befand sich im Nebenzimmer. Rührende Anhänglichkeit veranlaßte sie, mich aus dem ersten Schlummer durch markerschütterndes Miau aufzuscheuchen. Im Dunkel fand ich nicht gleich den Lichtschalter, stolperte über den Teppichläufer und riß im Fallen, vergeblich nach einem Halt suchend, das Waschservice zu Boden. Gebadet, der liebreichen Vorwürfe meiner Gattin nicht achtend, erhob ich mich, trat mir einen Scherben in den Fuß, ertastete die Tür und zündete nach einigen Bemühungen das Licht im andern Zimmer an.

Achill saß auf dem Sessel. Offenbar wirkte das Alleinsein melancholisch auf ihn ein, denn ihm schien weit mehr an einem ablenkenden vergnügten Spielchen als am Schlaf zu liegen. Er hetzte mich auf seiner Verfolgung etwa viermal ums Zimmer. Zunächst sprang er an die Tischdecke und zerrte infolge seines Gewichtes Decke und Kristallvase zu Boden. Von der Vase sprang glücklicherweise nur eine Kante ab. Dann ging es hopphopp über sämtliche Stühle, die Anrichte, auf der er die Trümmer einiger Likörgläser und zweier Römer hinterließ, den Zimmergarten, dessen sämtliche Kelche ihr Leben aushauchten — bis er mir auf dem Schreibtisch in die Hände fiel. Beim Zupacken stürzte lediglich das Tintenfaß um.

Ich packte Achill nun ins warme Bett, wo es ihm zunächst durchaus behagte.

Nach kurzer Weile wurde Achill wieder unruhig, er sprang aus dem Bett und erbrach unter kläglichen Tönen mehrfach auf dem Teppich. Wie es schien, waren ihm die mannigfachen Aufregungen nicht gut bekommen. Weiter miauend strich er ruhelos durchs Zimmer. Ich mußte wohl oder übel nochmals heraus, aber es war nicht so einfach, Achills habhaft zu werden. Einmal kroch er unter den Kleiderschrank und wenn ich mich eben am Boden mühte, ihn darunter hervorzuholen, flitzte er wie rasend unter den noch niedrigeren Waschtisch. Als ich dort niederkniete, schoß er heimtückisch unters Bett und in die Sprungfedermatratze. Wie ich mich auch anstrengte, ihn dort hervorzufischen, der Erfolg blieb negativ. Ich gab's auf und schlief im Bewußtsein erfüllter Pflicht bald ein.

Am Morgen weckte mich meine Frau sehr unsanft. Das Bild, das sich nun meinen Augen bot, muß als wahrhaft erschreckend bezeichnet werden. Mit einem Satze stand ich auf den Füßen: ein am Kleiderschrank hängendes Kleid besaß nur noch einen futuristischen Fransensaum, eine Tüllgardine lag zerrissen am Boden, Parfüm- und Haarwasser-Flakons auf dem Toilettentisch waren wirr umhergeworfen und ausgelaufen. Ein durchdringender Geruch von Kosmetik und dem Gegenteil erfüllte den Raum, auf dem Läufer erblickte man die gelblichen Beweise für ein verdorbenes Katzenmägelein — und wo war Achill? Nach langem Suchen entdeckte ich, daß er durch den Spalt der angelehnten Tür in den Kleiderschrank geschlüpft war und sich ein ungemein gemütliches Lager in meinem Zylinder, zu dessen Karton seit langem der Deckel fehlte, ausgesucht hatte. Natürlich war auch dessen Seidenfütterung völlig schmutzig. — Das gab mir den Rest.

Meine Frau reichte die Scheidung ein.

Ich brachte das niedliche schwarze Kätzchen mit den weißen Pfoten meinem früheren Freunde zurück und werde nie, nie, nie wieder seinen Laden betreten.

Morgen ist Güte-Termin. Ich werde noch heute nach einem preiswerten Papagei Ausschau halten, um die holde Gattin zu versöhnen. Wenn sie dann noch hartherzig bleibt, habe ich wenigstens ein Wesen, dem ich diese Schreckensgeschichte erzählen kann!

Pirschgang

VON OTTO EHRHART-DACHAU

Die Nacht vor dem Morgen gibt sich kühl. Ueber dem schwarzen Gezacke der Fichtenkronen flimmern klare, grüne Sterne. Der Weihrauch duftschwangerer Bäume mischt sich schwer mit dem feuchten Brodem des Waldes. Alles Laub steht still. Alles schläft. Kein Laut rührt an die dunkle Ruhe.

Wir gehen zu zweit zwischen den schlanken Säulen dahin, und es ist wie ein Wandern in einem unfaßlichen Dom. Aber diese aus grauen Schwaden steigenden Stämme sind doch viel feierlicher als Menschenwerk. Sie atmen und tragen eine lebendige Ruhe in sich, sie verströmen ein welttiefes Wesen von dem kein steinernes Bildwerk was weiß.

Der Junge, der an meiner Seite seinen ersten Pirschgang mit mir macht, hat große, weite Augen. Er darf eine Kleinkaliberbüchse tragen, und das macht ihn so stolz. Er hat die Ellbogen an die Seite gepreßt und bemüht sich, leise wie ein Tier zu gehen.

Da wir endlich vom Hochholz hinaus auf den großen Kahlschlag treten, der schütter bebuscht und bebaumt, mit Buckeln und niederen Mulden bis zum Erlengrund hinunterreicht, bleiben wir stehen, um den Wind zu prüfen. Er weht von Ost, von Morgen her. Die Welt ist immer noch grau. Silberlicht fließt, aber die Sterne wollen nimmer recht scheinen. Ueberm Schlag drüben aus dem Ueberhang der Altbuche heraus fahlen die grauen Sprossen des Hochstandes, den wir nachher beziehen werden.

Endlich sind wir am Ort, beziehen leise den Stand. Wir warten und schauen in die stumme Welt hinaus. Da stehen wie farblos Boschen, Stubben und niedere Bäume. Darüber brandet der Wald. Fichten bolzen — eine endlose Masse — wie eine Mauer auf. Jetzt drückt sich ein graues Tier den Hang herauf, niest, pustet, schnaubt und trollt sich dann langsam ins Holz hinüber — der Dachs geht heim.

Der Kahlschlag ist gut. Hier kann einer sitzen, zu allen Zeiten, im Frühjahr, in der Blattzeit, in der Fahlzeit oder im Winter, immer rührt sich was.

Die Nebel lockern sich, das Gras wird naß. Ein frischer Wind streicht an, Laub flüstert. Ein Vogel schluchzt sich wach. Ein anderer wird laut davon. Es schlägt der Fink. Die Amsel flötet und die Drossel singt. Meisen läuten. Immer heller bricht es auf, immer farbiger, und der junge Tag wirft sieghaft seine Sonnenlanzen. Alles sprüht, alle nassen Spitzen blitzen. Jetzt glühen die Wipfel voll in der Sonne und der Wald ertönt deshalb mit frohem Schall. Tauber ruckfen, Fasane gocken, Eichkater jagen um die Stämme, Häher kreischen, Elstern schakern. Und der Specht schwingt sich mit gellender Lache aus seinem Flugloch hinaus.

Der kleine Mann neben mir ist hell wach geworden. Es gibt so viel zu schauen. Ueberall ziehen äsende Rehe durch den Hang. Ein Sperber flitzt vorbei; da rüttelt der Turmfalk, Hasen hoppeln. Und immer fragen die Bubenaugen, muß ich leise erklären.

Gute Böcke haben wir erst wenige gesehen, aber jetzt — dieser, der da drüben die Lupinen, die ich überall gesät habe, beäst — das ist kein schlechter. Ein guter Sechser! Jetzt wird er unruhig. Er tritt zur Seite, scharrt mit den Vorderläufen im Moos und geht auf die arme Holunderstaude los: „Schnell, nimm das Glas, schau dir den Kerl man an!"

„Ja, was tut er denn da? Der haut ja den ganzen Busch zusammen!"

„Er fegt! Das heißt, er befreit sein reifes Gehörn durch Schlag und Scheuern am Holze vom Bast. Das macht er bei uns mit Vorliebe an weichrindigen, saftigen Hölzern: Erlen, junge Weihmutskiefern, Kiefern oder Holunderstauden."

Der Bock ist faul geworden und über den Fahrweg ins Holz gezogen. Wir baumen leise ab, um uns an anderen Orten umzusehen.

Der junge Tag ist stark geworden. Die Sonne sticht. Kein Vogel hat mehr Zeit zu singen. Der Tauber schweigt. Nur ein Bussardpaar zieht ruhig im Glast seine weiten, ruhigen Kreise, und Insekten summen um die Bäume.

Da wir vom Lucherstumpen her in den langen Graben hinuntergehen, bleibe ich stehen, hebe ich das Glas. Ja, es ist schon was da! Auf der drüberen Seite, am Abhang, wo ich den Fuchsbau weiß, auf der sonnigen, abgeflachten Sandstelle, nahe bei den Röhren, balgen sich vier Jungfüchse herum. Das ist ein trolliges Gesindel, täppisch und ungelenk wie junge Hunde. Wir haben unsere helle Freude an ihrem Getue. Dann pfeife ich sie an. Staub und Rauch! Wie der Teufel sind sie in den Röhren verschwunden. Aber es dauert nicht lange, dann listen sie schon wieder aus dem Bau.

Ein Hohlweg nimmt uns auf. Der Wald schlägt wie ein Tunnel über uns zusammen. Kühle, weiche Dämmerung. Ueberall funkeln goldene Augen. Wir schreiten wie auf Samt. Und ab und zu ein Gruß vom Himmel, ein Streifchen Blau, das fern und ohne Wolken glastend über dem hohen Waldland steht.

Zehn lange Schläge vom Tal herauf. Wie die Zeit fliegt. „Jetzt wollen wir aber schleunigst zur Hütte gehen, damit wir etwas zum Futtern kriegen. Dann ruhst du dich aus. Heute nachmittag gehen wir weiter ins Südholz hinüber. Wir kommen dann erst gegen Abend wieder heim. Ist dir's recht?"

„Natürlich!"

Wie die Jungenaugen leuchten!

*

Nach dem Mittagessen sitzen wir am Waldrand vor der Hütte unter einer hohen Fichte und schauen ins Tal hinaus. Der Wald träumt seinen Mittagsschlaf. Die Buchen schwenken verschlafen ihr Laub, die Fichten nicken vor sich hin. Hänge fallen, Hügel steigen. Das Dorf liegt still im flimmernden Glast. Und hinter seinen Mauern mit ruhigem Geglitzer geht der Fluß versonnen durch die Wiesen und Weiden. Drüben wieder dasselbe wie hier. Hügel mit Aeckern und Feldern, die fallen und steigen. Auf allen Höhen ruht wieder Wald, der unabsehbar ins Weite reicht. Ein ferner Kirchturm sticht ins Blau. Wege wandern, Grüfte dämmern. Einmal rückt der Wald ganz nah ins Tal. Und der Himmel ist ein einziger Klang.

Wir liegen und schauen und genießen das Land. Da die Schatten sich länger strecken, und die Sonne nimmer so schwült, stehen wir langsam auf, um weiterzuwandern. Kreuz und quer ziehen wir durch die stillen Orte, und es macht mir Freude, dem Jungen die Zeichen und Siegel des Waldes zu lehren.

Da wir gegen Abend am Holzrand gerade in der Nähe einer Blöße, wo die Fasanen gerne brüten, um einen Boschen biegen, huscht es plötzlich schlangenhaft, rötlich durch das Gras. Der Drilling fliegt herab, aber dann besinn ich mich doch anders: „Los, Hans, mach dich fertig, das Wiesel gehört weg!" Wir warten eine Weile vor dem morschen Stubben, in dem es verschwunden ist, und da sich nichts regt und der Junge doch nicht ewig im Anschlag bleiben kann, fange ich an mit den Lippen zart zu mäuseln. Jetzt taucht es wieder auf, sichert, und da fällt schon der Schuß und ruft das kleine, aber gefährliche Räuberleben ab. Es war ein guter Schuß, den ich loben muß, und der Junge ist jetzt ganz glücklich über den Ausgang des Tages.

Um das Aveläuten sitzen wir am Hebenhausener Schlag, von dem man weit in das Waldtal schauen kann. Die letzten Glockenvögel schwingen übers Land. Der Wald versinkt in Schwärzen. Jetzt ist es still. Es wispert, webt. Eulen geistern, und im Nebelgrunde äsen ein paar Rehe.

Sterne steigen. Hinter uns über den dunklen Kronen webt magische Helle. Ueber eine Weile noch und alles Land wird voll vom zauberhaften Glanz des Mondlichts sein.

Der Spiegel

Ein Chinese rüstete sich, den Markt zu besuchen. Da er dazu verschiedene Tagesreisen brauchte, nahm er herzlichen Abschied von seiner Frau.

„Leb wohl, Honigblüte, was soll ich dir vom Markte mitbringen?"

„Ich möchte einen Kamm!"

„Einen Kamm? Gut. Aber ich habe so viele Dinge zu erledigen. Was soll ich tun, damit ich es nicht vergesse?"

„Sieh nur den Mond an. Er hat die Form einer Sichel. Der Kamm, den ich möchte, hat dieselbe Form."

„Ich verstehe. Leb wohl!"

Der Chinese kam zum Markt. Als er alle seine Einkäufe erledigt hatte, dachte er auch an den Wunsch seiner Frau. Nachdenklich ging er zu jenem Kaufmann.

„Ich habe meiner Frau ein Geschenk versprochen. Aber ich vergaß ihren Wunsch. Doch warte, sagte sie nicht, ich solle den Mond betrachten?"

„Sieh ihn an. Der Mond ist rund. "

(Es war inzwischen Vollmond geworden).

„Dann muß es ein runder Gegenstand sein."

„Gewiß ein Spiegel."

„Das wird es sein. Sie besitzt noch keinen."

Der Chinese wählt einen schönen Spiegel und machte sich auf die Heimreise. Zu Hause lief ihm seine Frau entgegen.

„Sei gegrüßt, mein Gemahl. Hast du mitgebracht, was ich mir wünschte?"

„Hier Honigblüte."

Er reichte ihr das Päckchen. Eilig öffnete sie es. Aber sie hatte noch nie einen Spiegel gesehen. Als sie darin ein Frauengesicht erblickte, wurde sie zornig:

„Mein Gemahl kauft sich eine andere Frau!"

Und Honigblüte weinte heiße Tränen.

Die Seufzer lockten ihre Mutter herbei.

„Ach Mutter, Mutter!" rief sie, „sieh mein Gemahl bringt eine andere Frau ins Haus."

Die Mutter nahm den Spiegel, sah hinein und sagte zu ihrer Tochter:

„Was kann dir das schaden? Sie ist ja so alt und so häßlich!"

Ein Mädchen im Schützengraben

Das einzigartige Schicksal der Viktoria Savs

Die Vereinigung „Wir Kriegsfreiwilligen von 1914/15" in Berlin hat in diesen Tagen durch eine Eingabe an den Reichskanzler Adolf Hitler die Aufmerksamkeit der Welt auf ein Schicksal gelenkt, das in seiner Art wohl einzig dasteht: Unter den vielen Millionen Soldaten des Weltkrieges kämpfte auch ein junges Mädchen mit Genehmigung der obersten Kommadobehörden im Schützengraben. Es ist das Mitglied der Vereinigung „Wir Kriegsfreiwillige von 1914/15", die frühere Kreigsfreiwillige Viktoria Savs aus Innsbruck.

Viktoria Savs mit ihrem Vater auf Posten

Inhaberin der Bronzenen Tapferkeitsmedaille und der Silbernen Tapferkeitsmedaille 1. Klasse, am 27. Mai 1917 als Gefechtsordonnanz in den Dolomiten als Achtzehnjährige schwer verwundet.

Ein abenteuerliches Schicksal, das in der Geschichte der Soldatenheere aller Völker kein Vorbild hat. Vor mehr als hundert Jahren haben zwar auch zwei Mädchen 1813 in den Befreiungskriegen als Kriegsfreiwillige gekämpft: Eleonore Prohaska aus Potsdam und Friederike Krüger aus Friedland. Aber in diesen beiden Fällen wußte man nicht, daß es sich um junge Mädchen handelte. Bei der Flüchtigkeit der damaligen militärischen Untersuchungen wurden 1813 beide als Männer eingestellt und erst im Verlauf des Krieges

Viktoria Savs 1921

wurde ihr Geschlecht entdeckt. Der Name Eleonore Prohaska wurde in ganz Deutschland erst bekannt, als sie als Lützower Jäger im Gefecht am Göhrder Wald fiel. Das Geschlecht der Friederike Krüger wurde bei ihrer Verwundung in der Schlacht bei Dennewitz am 6. September 1813 entdeckt. Friederike Krüger hatte bereits als „Grenadier Krüger" das Eiserne Kreuz erhalten.

Die Kriegsfreiwillige des Weltkrieges, Viktoria Savs, ist aber mit Genehmigung der obersten Kommandobehörden — der Höchstkommandierende der Südwest, Erzherzog Eugen, traf die Entscheidung — als Kriegsfreiwillige im Frühjahr 1915 eingestellt worden. Am 27. Juni 1899 wurde Viktoria Savs als Tochter des Schuhmachermeisters Savs in Bad Reichenhall geboren. Als Italien in den Krieg eintrat, wurde ihr Vaterhaus Kriegsgebiet, das von der Zivilbevölkerung geräumt werden mußte. Ihr Vater war als Landsturmmann in Innsbruck eingezogen worden, und das kaum 16jährige junge Mädchen hatte keine Heimat und keine Angehörigen mehr. Kurz entschlossen ging Viktoria Savs auf die Schreibstube des Landsturmbataillons in Innsbruck, bei dem ihr Vater Dienst tat, und meldete sich als „Kriegsfreiwillige". Natürlich wurde sie zuerst abgewiesen, aber es gelang ihrer Energie — die dies Kind der Berge ja auch im weiteren Verlauf des Feldzugs bewiesen hat — sich durchzusetzen und die Genehmigung der obersten Kommandobehörden für ihren Eintritt zu erhalten.

Die Erlaubnis galt aber nur für den Train ohne Waffe. Viktoria Savs war wieder nicht bei ihrem Vater, der inzwischen ins Feld abgerückt war. Die Beharrlichkeit des jungen Mädchens setzte es nun tatsächlich durch, daß sie als Infanterist der 3. Feldkompagnie des Landsturmbataillons zugeteilt wurde, bei dem auch ihr Vater war. Niemand wußte, außer einigen Offizieren, von ihrem Geschlecht, und mit kurz geschnittenem Haar tat der Infanterist Savs Sommer und Winter seinen schweren Dienst im Schützengraben wie jeder andere Kämpfer auch. Es war kein leichter Dienst auf dem 2500 Meter hohen Dreizinnenplateau und der Infanterist Savs wußte niemals, wenn er mit dem Gewehr im Arm auf Feldwache zog, ob er auch wieder in den Schützengraben zurückkommen würde. Gegenseitige Feuerüberfälle und Patrouillenkämpfe wechselten oft an diesem Frontabschnitt und so manches Mal mußte Infanterist Savs eine Gruppe gefangener Italiener nach hinten bringen. Die Gefangenen konnten nicht ahnen, daß der Begleitposten, der da mit dem Gewehr im Arm so würdig neben ihnen schritt, eigentlich ein siebzehnjähriges Mädchen war.

Die Stellung wurde besonders im Winter schwierig, da der Dienst hier oben nur auf Skiern versehen werden konnte. Aber gerade auf den Skiern war Viktoria Savs zu Hause, ihre Tüchtigkeit fiel auf und sie wurde — wozu man bekanntlich nur die tüchtigsten Soldaten nimmt — Meldeläufer. Damit hat sie in derselben Eigenschaft im Schützengraben Dienst getan wir ihr großer Kamerad, der kriegsfreiwillige Gefreite Adolf Hitler. Wie Adolf Hitler bekam sie auf ihren gefährlichen Gängen eine Gasvergiftung und gleichzeitig zerschmetterte ihr ein Granattrefer den rechten Unterschenkel. Noch im Schützengraben mußte der zerschmetterte Fuß am Knöchel abgetrennt werden.

Viktoria Savs kam ins Lazarett und jetzt erregte das Schicksal des mit der bronzenen und silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichneten jungen Mädchens die Aufmerksamkeit höchster Stellen. Das österreichische Kaiserhaus sandte den Brigadekommandanten ins Lazarett und ließ der Verwundeten mitteilen, daß sie ohne Sorgen für ihre Zukunft sein könne, das österreichische Kaiserhaus werde immer für sie eintreten.

Aber das Kaiserhaus verschwand aus Oesterreich und niemand dachte mehr an die Kriegsfreiwillige Viktoria Savs. Vielleicht hätte sich durch eine Eingabe auch jetzt noch manches erreichen lassen, aber wie man aus dem unten abgedruckten Brief erkennt, ist diese Kriegsfreiwillige eine Frau, die den Gedanken nicht ertragen kann, irgendjemand „zur Last zu fallen". Viktoria Savs schlug sich allein — tapfer wie einst im Kriege — durchs Leben. Schließlich brauchte sie nicht zu bitten, sie hatte ein Recht zu vertreten, der österreichische Staat mußte ihr wie jedem anderen seiner Kämpfer die Invalidenrente zahlen. Eine klare Forderung — so sollte man meinen!

Viktoria Savs heute

Doch Viktoria Savs hatte noch keine Bekanntschaft mit dem Amtsschimmel gemacht. Sie mußte wegen ihrer Invalidenrente einen Prozeß anstrengen und wenn man einmal in das Dickicht der Paragraphen geraten ist, dann gibt es so leicht keinen Ausweg. Der Prozeß läuft immer noch und heute — 17 Jahre nach ihrer schweren Verwundung — hat Viktoria Savs noch immer nichts von der ihr zustehenden Rente erhalten.

In diesem Stadium hörte die Vereinigung „Wir Kriegsfreiwilligen von 1914/15" in Berlin von dem einzigartigen Schicksal ihrer Kameradin, die inzwischen Mitglied dieser Vereinigung geworden ist. Ein ganz klarer moralischer Rechtsanspruch sollte hier im Dickicht der Paragraphen nicht zur Geltung kommen? Eingaben von deutschen Kriegsfreiwilligen würden bei den österreichischen Behörden wohl wenig Eindruck machen, so sagte man sich. Aber war nicht der deutsche Reichskanzler Adolf Hitler ein Kriegsfreiwilliger und ebenso Meldegänger im Schützengraben wie seine Kameradin Viktoria Savs? Nach irgendwelchem Paragraphenrecht hatte der deutsche Reichskanzler zwar keine Veranlassung, in diesem Falle einzugreifen. Aber hat Adolf Hitler nicht oft und oft bewiesen, daß er auch als Reichskanzler der einfache Gefreite des Schützengrabens, der Kamerad seiner Kameraden geblieben ist?

Die Vereinigung „Wir Kriegsfreiwilligen von 1914/15" schrieb an Adolf Hitler:

„Wenn die österreichischen Behörden in diesem Falle aus dem Wirrwarr der Paragraphen keinen Ausweg finden, dann wird der deutsche Reichskanzler eingreifen, und damit zugleich seiner Verbundenheit und Kameradschaft mit den Kriegsfreiwilligen des großen Krieges Ausdruck geben."

Der deutsche Reichskanzler hat Aufgaben von historischer Bedeutung zu lösen, aber mitten in seiner drängenden Arbeit fand er doch Zeit, sich für das Schicksal seiner Kameradin aus dem Kriege zu interessieren. Als erste Anerkennung ließ der Reichskanzler Viktoria Savs durch den deutschen Konsul in Innsbruck 150 RM. mit seinen kameradschaftlichen Grüßen und besten Wünschen überreichen. Dieser Akt der Kameradschaft ist ein Symbol für die bleibende Verbundenheit des Gefreiten Adolf Hitler mit seinen alten Kameraden. Für den deutschen Reichskanzler gab es keine Paragraphen, als es galt, der österreichischen Waffengefährtin aus dem großen Kriege seine Kameradschaft zu beweisen.

Viktoria Savs sandte der Vereinigung „Wir Kriegsfreiwilligen von 1914/15" einen Brief, der gerade in seiner menschlichen Schlichtheit ein rührendes und ergreifendes Dokument ist: „Vergelt's Gott! Mehr kann ich nicht sagen!"

Viktoria Savs schrieb:

„Liebe Kameraden! Möchte Euch schnell mitteilen, daß ich gestern abend durch Euren Konsul in Innsbruck 150 RM. von Eurem Herrn Reichskanzler überwiesen erhielt. Nun möchte ich Euch allen für Euer Bemühen um mich meinen herzlichen Dank aussprechen und Euch zugleich bitten: Nehmt Euren großen Führer meinetwegen nicht mehr in Anspruch. Vielleicht läßt mir die österreichische Regierung Gerechtigkeit widerfahren. Wenn sie mir auch noch nichts gegeben hat, so hat sie mir doch schon sämtliche Dokumente abverlangt, und es ist schon sehr viel, wenn der Amtsschimmel einmal einen Ruck macht. Ihr wißt ja selbst, daß unser Los „Entsagen und abwarten" heißt, und ich bin jeden Abend froh und stolz, wenn ich mir sagen kann: Heute hast dich wieder geplagt! Bitte, seid mir nicht böse, wenn ich so denke, aber ich kann es nicht überwinden, jemand zur Last zu fallen, und auch bei unserer Gemeinschaft möchte ich es nicht. Es ist die Gesinnung, die mich zu Euch zieht. Dem Herrn Reichskanzler danke ich noch im besonderen. Also noch einmal: Vergelt's Gott!

Mehr kann ich nicht sagen.

Mit treu-kameradschaftlichem Gruß

Eure Kameradin Viktoria."

Am Abend / Von Dr. Owlglaß

Schon schleicht die Dämmerung ums Haus.
Vom Fluß herauf das Nebelbrau'n
kriecht heimlich durch den Gartenzaun,
ein grauer Feierabendflaus.
Wie steht's mit dir? Hast du getan,
was du am Morgen hast gewollt?
Hast du versäumt, was du gesollt,
verträumt der flüchtigen Stunden Bahn?
Unwiederbringlich fällt ins Schloß
am Abend jedes Tages Tor . . .
Mach du dir nur kein Morgen vor,
wenn dir das Heute schlaff zerfloß.